

Teuer bezahlte List

Autor(en): **J.-U.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635020>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

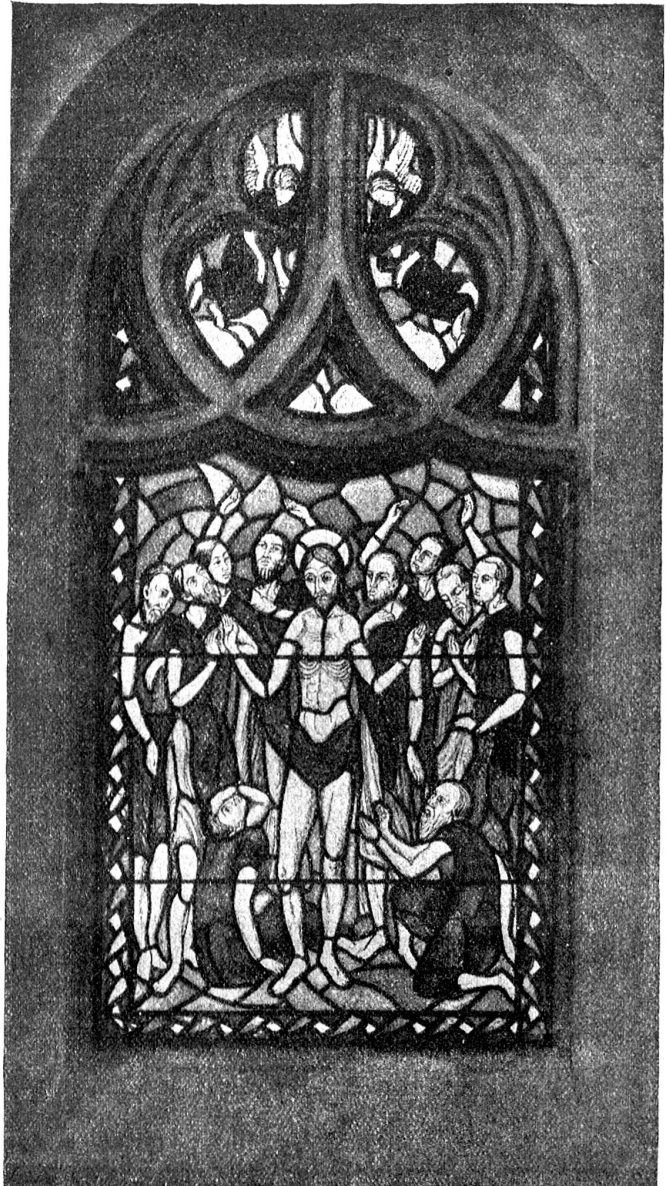
den das Betreten eines gotischen Domes immer und immer auf uns ausübt. Durch das tausendfarbige Spiel der Fenster scheint das steinerne Gerippe sich aufzulösen in eine Idee, in etwas Ungreifbares. An diesen alten Scheiben können wir denn auch Belehrung über Wesen und Zweck der Glasmalerei suchen. Wir erkennen, wie die Aufteilung des Raumes auf das sorgfältigste durchgedacht und abgewogen ist. Wohl verblüfft uns vielleicht auf den ersten Augenblick die etwas steife, schematische Haltung und der Ausdruck der Gestalten. Bald aber spüren wir, daß gerade durch diese scheinbare Uebertreibung ein unerreichter Ausdruck des Gefühls dieser Gestalten erreicht wird. Wir spüren den Schmerz einer Christusfigur oder empfinden das Mitleid, das eine Figur erweckt. Alles Unwesentliche ist weggelassen, um Wichtiges desto mehr zur Geltung kommen zu lassen. Bewußt verzichten die Künstler auf eine getreue Wiedergabe des Dargestellten, denn sie sind sich wohl bewußt, daß sie keine Tafelmalerei zu leisten haben, sondern durchsichtige Scheiben, die in Farbe und Komposition ein einheitliches Ganzes bilden sollen. Was kümmert es sie, der Natur scheinbar Gewalt anzutun, wie zum Beispiel, wenn der Künstler des unerreichten gekreuzigten Christus von Poitiers die Haare des Gekreuzigten hellblau malte, oder ein anderer gelbviolette Röhre mit grünen Hörnern (im Jesuitenfenster zu Bourges). Wie kleinlich wäre es, so etwas zu bemängeln, lag es doch dem Künstler daran, einzig eine farbige Harmonie zu schaffen. Bei den meisten Scheiben tritt die Legende zurück zugunsten eines verklärten übermächtigen Eindrucks von Farbe, Form und Linie.

Die Schweiz ist in der glücklichen Lage, einige bedeutende Werke aus den ersten Perioden der Glasmalerkunst zu besitzen. An die genialen Schöpfungen einiger Kathedralen in Frankreich, wie Chartres, Tours, Angres, Poitiers, Le Mans, Paris, reichen sie zwar nicht heran, doch sind uns in ihrer ganzen Pracht erhalten geblieben namentlich die Rosette im Querschiff der Kathedrale zu Lausanne und die Maßwerke im Kreuzgang des ehemaligen Klosters Wettingen. Noch übertroffen werden diese Werke durch die der ehemaligen Klosterkirche zu Königsfelden. Mit dem Fortschreiten der Zeiten kam die Glasmalerei immer mehr auf; sie eroberte sich schließlich die Wohnung des Bürgers, und immer mehr kam die Sitte des Scheibenstiftens auf, die leider schließlich zur Unsitte ausartete und am Zerfall der Glasmalerei hauptsächlich schuld ist. Unser Rudolf von Tavel läßt uns in seiner Erzählung „Gueti Schpane“ jene Blütezeit der Glasmalerei auf das anschaulichste erleben, ist doch der Held der Erzählung ein Glasmaler. Den Zerfall der Glasmalerei können wir deutlich seit dem 17. Jahrhundert feststellen. Man mißachtete die wahre Aufgabe der Glasmalerei: als Vermittlerin einer ruhigen würdigen Stimmung zu dienen. Dazu kamen die Umwälzungen in der Bauweise, die helle Wohnräume verlangte, was allerdings nicht hinderte, sie sofort wieder durch Vorhänge abzublenden. Erst in der neueren Zeit wurde man sich des Zaubers wieder bewußt, den gute Scheiben hervorrufen. So stehen wir denn am Anfang einer neuen Blüte der Glasmalerei. Nachdrücklich sei aber darauf hingewiesen, daß der Schritt nach vorwärts unendlich gehemmt wird durch minderwertige Werke, sei es, daß die Glasmaler ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind, sei es, daß die Besteller wenig Verständnis für ihren Auftrag haben.

(Schluß folgt.)

Teuer bezahlte List.

Bei einem Ausgange durchquerte vor mir ein Goldläufkäfer die Straße. Fast mitten auf derselben, ein Meter von mir entfernt, machte er einen Augenblick Halt; dann süßelte er im rechten Winkel, lebhaft mit den Fühlern spielend, weiter. Sein Wesen interessierte mich; deshalb



Erscheinung des Auferstandenen. Glasgemälde in der Inselkappelle zu Bern. Entworfen und ausgeführt von Leo Steck in Bern.

blieb ich stehen, um ihn weiter zu beobachten. In einer Entfernung von $\frac{1}{2}$ Meter schmausten zwei Wespen an einem kleinen Stücklein Pflaume, das auf vorstehender Hautseite lag.

„Will der kampflustige Käfer mit den zwei gut bewaffneten Wespen den Kampf aufnehmen? oder ist er am Ende auch ein Liebhaber von süßem Obste?“ fragte ich mich. Dort angekommen, stürzt der Käfer sofort auf die beiden Wespen los, um sie zu verjagen. Eine davon sucht sich mit ihrem Stachel zur Wehre zu setzen; aber am Hornpanzer des Käfers gleitet der Stachel aus. Der seltene Lederbissen hat denselben aber zu gut geschmeckt, um ihn so kampfflos preiszugeben. Sobald sich der Käfer anschießt, auch von dem süßen Bissen zu kosten, sind die beiden Näscher wieder da und lassen ihre Freßzangen spielen. Der Käfer zeigt aber keine Lust, den Schmaus mit den beiden Wespen zu teilen. Und da diese auch keine Miene machen, ihm den Bissen zu überlassen, greift dieser zur List.

Er erfaßt das Pflaumenstücklein an der vorstehenden Haut und zieht es, rückwärtsgehend, samt den darauffliegenden Wespen unter ein Löwenzahnblatt am Straßenrand. Unter diesem Blatte war im Mai ein Maikäfer auf der Welt-

bühne erschienen, um als Bassist am Frühlingskonzert mitzutun. Die zurückgelassene Höhle oder Röhre diente nun dem Straßenräuber als willkommener Schlupfwinkel. Da schmiedet er seine Pläne, wie er Raupen, Larven und Würmer überfallen will. Dort befindet sich auch sein Schlafzimmer und die Speisekammer. Tisch, Stuhl und Tischgerätschaften fehlen hier, ebenso der Spiegel; er hat ja kein Haar zu kämmen und keinen Schnauz zu wischen und zu drehen.

Dieser Erdfestung zu zieht der Käfer das Pflaumenstück. Dort angelangt, verjagt er die Wespen und stopft schnell den Bissen in die Röhre hinab; er selbst folgt in halber Leibeslänge nach, die Röhre mit seinem Leibe ganz ausfüllend. Umsonst versuchen die Wespen noch durch irgend eine Ritze zu der Konfitüre zu gelangen. Da ist nun der Käfer allein Hahn im Korbe, und die Wespen ziehen überlistet fort.

Auch ich verlasse den Platz. Als ich nach einer Stunde die Stelle wieder passiere, sehe ich nach, ob der Käfer den Schmaus beendet habe. Mit halbem Leibe in der Röhre befindet sich eine Wespe und der Käfer liegt handbreit daneben mit stark aufgetriebenem Bauche tot auf dem Rücken. Er hatte sich offenbar an der ungewohnten Süßigkeit überfressen. Hätte er geteilt — wäre es ihm kaum so ergangen.
J.-U. R.

Vom Badewesen.

Von Albert Stäuble, Bern.

Zu allen Zeiten haben Baden und Schwimmen im Leben der Völker eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Wer den Gang der Zeiten in diesem Zusammenhang verfolgt, der wird in kulturhistorischer, volkshygienischer und anderer Beziehung auf ein recht lehrreiches Tatsachenmaterial stoßen, das ihm wertvolle Einblicke in die Sitten und Gebräuche der Völker gibt. So sehr die betreffenden Einrichtungen und die Art des Badens in den verschiedenen Zeitperioden voneinander abwichen, und bei diesem da und dort sogar religiöse Gründe mitspielten, so ist im Baden und Schwimmen von jeher ein hervorragendes Mittel zur Pflege der Gesundheit und zur Kräftigung des Körpers erblickt worden. Bereits die vorklassischen Völker, die Indier, Perser, Ägypter usw. haben das Baden eifrig betrieben.

In der Geschichte der Griechen, die dem Sport und der Körperkultur in so hohem Grade huldigten, bilden das Badewesen und namentlich die öffentlichen Badeanstalten einen integrierenden Bestandteil der sportlichen Einrichtungen und Bestrebungen. Für den am Ringkampf und Wettkampf beteiligten war es ein unwillkürliches Bedürfnis, den schweißtriefenden und staubbedeckten Körper durch ein reinigendes Bad zu erfrischen. Demzufolge finden wir in den Ueberresten ihrer Sportanlagen oder Gymnasien stets für diesen Zweck bestimmte künstliche Bassins.

Zu einer Weiterentwicklung und in baulicher Hinsicht zu den großartigsten und interessantesten Schöpfungen führte das Badewesen bei den Römern, deren Imperatoren wahre Wunderbauten errichten ließen. Hier gelangte der sozialhygienische Gedanke dieser Einrichtungen am erkennbarsten zum Ausdruck. Gleichzeitig bildeten die Thermen einen Ort vielseitiger Unterhaltung, wo namentlich auch der Literatur und Politik gehuldigt wurde. Hand in Hand mit dem Zerfall der Sitten, zu welchem das in diesen Etablissements geführte freie Leben Anlaß gab, ging das römische Badewesen allmählich dem Zerfall entgegen und fand namentlich in der nachchristlichen Zeit in der einer überfeinerten Kultur entgegretretenden Kirche einen anfänglichen Gegner. In spätern Jahrhunderten stellte sich die Kirche in Badefragen auf einen andern Standpunkt, und wir finden gerade in Klöstern wieder Bäder, die sich allerdings bezüglich Komfort und Einrichtung mit recht einfachen Mitteln behelfen

und die außer für die Mönche charitativen Zwecken im Sinne der Pflege unbemittelter Kranker dienten. Auch in den Schlössern und Burgen lebte sich die Badegewohnheit und die Badestube für das Warmbad mehr und mehr ein und es ward zur Sitte, daß man einem Ritter, der nach langer Reise oder nach einem schweren Waffengang in einem Schlosse Einkehr hielt, zuerst ein warmes Bad anbot. Mit der Entwicklung und dem Aufblühen der Städte wurde das Bad, und später auch das Schwitzbad, zu einer der Dessenlichkeit dienenden Einrichtung, die namentlich unter dem Einfluß der Zünfte zu größerer Entfaltung gelangte. Schon verhältnismäßig früh wurden in den Wohnhäusern wohlhabender Bürger Badegelegenheiten eingerichtet. Mit dem öffentlichen Badewesen wurden mit der Zeit allerlei Volksbelustigungen und Tafelfreuden verbunden und es lebten sich die verschiedensten Sitten, Baderegeln, sowie namentlich auch Badeunsitten ein. Im 15. Jahrhundert wurde das Baden in öffentlichen Bädern bis ins Extrem betrieben. Es gab Leute, die halbe Tage in den Badestuben verbrachten, wobei allerlei Unfug getrieben wurde, so daß nicht nur die Ärzteswelt, sondern auch die Geistlichkeit diesem Betrieb Opposition zu machen begann. Ausbrechende Seuchen und die Pest späterer Jahrhunderte, sowie namentlich der dreißigjährige Krieg, der die Verarmung der Völker, und infolge der Mangel der Brennmaterialien, die Verteuerung der Bäder zur Folge hatten, führten zum Niedergang des Badewesens und zur Schließung der meisten öffentlichen Badestuben.

Damit verjagte die Badegewohnheit aber keineswegs. Der Badebetrieb nahm vielmehr eine andere Richtung an. Die Bornehmen und Wohlhabenden begannen sich den warmen Mineralbädern, die schon zur Zeit der Römer eine gewisse Rolle gespielt hatten, zuzuwenden. In Ergänzung der mehr spärlich betriebenen Waschungen zu Hause wurde es üblich, eine alljährliche Badefahrt nach einem Mineral- und Heilbad zu unternehmen und schon zur Zeit eines Theophrastus Paracelsus wußte man von Heilbädern für circa 11 Krankheitskreise zu berichten. Doch mit der Vermehrung der Zahl dieser Heilbäder und dem gesteigerten Betrieb und Luxus derselben begann ihr eigentlicher Zweck und Charakter sich zusehends mit demjenigen von reinen Vergnügungsorten zu vermischen. Tafelfreuden, Leppigkeit und Unterhaltungen aller Art begannen eine so hervorragende Rolle zu spielen, daß der Besuch so kostspieliger Orte den breiten Massen erst recht verschlossen blieb und der Sinn für das Baden und die hygienische Seite desselben bei diesen im Laufe der Zeiten verloren ging. Die Zeit vom Ende des siebzehnten bis in die vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts wies in der Folge den größten Tiefstand des mehr volkstümlichen Warmbadewesens auf und blieb weit hinter den kleinbürgerlichen Einrichtungen des Mittelalters zurück.

Zuerst waren es ärztliche Kreise, welche sich wieder für das kalte Bad zu interessieren begannen. Das achtzehnte Jahrhundert zeitigte bereits regen Flußbadebetrieb. Rousseau, Basedow und der Turnervater Jahn traten energisch für das Schwimmen ein.

Den Anstoß zur Regeneration des Badewesens auf breiterer und dem Volkswohl in größerem Maße dienender Basis ging aber namentlich von England aus, wo im Jahre 1842 in Liverpool die erste öffentliche Wasch- und Badeanstalt errichtet wurde. Die Stadt London folgte diesem Beispiel zwei Jahre später nach und durch Parlamentsakte vom Jahre 1846 wurden die gesetzlichen Grundlagen für die Weiterförderung dieser volkshygienischen Einrichtungen geschaffen, die innerhalb weniger Jahre zu zahlreichen Neugründungen gleicher Art führten, denen da und dort Schwimmbäder für Sommer- und Winterbetrieb angegliedert wurden. Die Erkenntnis von den hohen gesundheitlichen Vorteilen dieser Einrichtungen drang rasch in der öffentlichen Meinung durch und hatte die Gründung zahlreicher Klubs, Aktiengesellschaften und Schwimmvereine zur Folge, die energisch an der Weiterentwicklung des Bade-